

Der Psychoanalytiker als homo faber

Schütt, Klaus

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schütt, K. (1993). Der Psychoanalytiker als homo faber. *Journal für Psychologie*, 1(3), 25-34. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-21612>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Der Psychoanalytiker als homo faber

Klaus Schütt (†)

Zusammenfassung: Ausgehend von einer Rekonstruktion der psychologischen und sozialen Eigenschaften von homo faber und Narziß wird der Typus des homo faber in Beziehung zu Professionalisierungs- und Bewältigungsformen in der psychoanalytischen Praxis und der Institution der Psychoanalyse gesetzt. Die psychoanalytische Technik – wird sie als bloßes Werkzeug benutzt – dient der Abwehr der Isolationsängste des Psychoanalytikers und befestigt Machtverhältnisse der Institution. Ihr spielerischer Gebrauch (homo ludens) ermöglicht Begegnungen mit dem Anderen.

Was rückt den Psychoanalytiker, so mag sich manche Leserin und mancher Leser fragen, in die Nähe des homo faber? Schließlich hat Psychoanalyse wenig mit den Handwerksberufen zu tun; auch ist sie keine Ingenieurwissenschaft. Es geht vielmehr um Deutung, Interpretation, Widerstand und Übertragung; es geht um Hermeneutik in einer systematischen, kritischen und praktisch ändernden Anwendung. Andere Leserinnen und Leser werden mit einem Psychoanalytiker im Gewande des homo faber weniger Schwierigkeiten haben. Schließlich geht die Redeweise von der „psychoanalytischen Technik“ den meisten Psychoanalytikern problemlos über die Lippen, zumal das, was man psychoanalytische Technik nennt, in einer weiten Bedeutung verstanden werden kann, die die Hermeneutik mit einschließt.

1. Homo faber, Narziß und die Einsamkeit

Was den homo faber auszeichnet, so die Anthropologen, ist seine „Werkzeuglichkeit“, und mit dieser Eigenschaft stelle der homo faber den entscheidenden Zug der Menschen im Unterschied zu den Tieren überhaupt dar. Mit Werkzeugen aller Art sichert und besorgt der homo faber seine Anpassung und seine Herrschaft über Natur und (soziale) Umwelt. Der Anthropologe Stephan Vogel beschreibt die „Werkzeuglichkeit“ des homo faber – seine moderne Gestalt einbeziehend – prägnant: Den homo faber „zeichnet meist auch ein ausgeprägter Sinn für den logischen und kausalen Zusammenhang aus, ferner für die Quantität und

damit das Meßbare, das Instrument, das Experiment. Daran knüpft sich sein Bestreben, die so aufgefundenen Naturgesetze für sich auszunutzen, Wirkungen vorauszuberechnen, die Natur handwerklich zu beherrschen und umzugestalten“ (Vogel 1972, 153).

Homo faber, so ausgestaltet, kann sich die Natur unterwerfen; er kann sie sich zumindest wirtlich einrichten; er kann für Vorräte sorgen, sich auf das Klima einstellen. Er kann gesicherter als alle anderen Lebewesen leben; und er kann daraus, wie wir heute sagen würden, ein gewaltiges Maß an narzißtischer Gratifikation beziehen. So gesehen erscheint eine Identifikation mit der Rolle des homo faber nicht nur verführerisch, sie stellt geradezu eine psychobiologische Notwendigkeit dar. Der Preis indessen ist eine Einbuße an Flexibilität und Elastizität. Früh schon, so der Sozialanthropologe Wagner, tritt der Mensch „dieser von ihm geschaffenen Welt nicht mehr im Wechselverhältnis des homo sapiens zu seiner Umwelt entgegen, das auf Verpflichtung, Pflege, Umgang und Erbe beruht, sondern als homo faber, der seine technische Überwelt nicht mehr als Umwelt, sondern als das Milieu betrachtet, in dem er sich nur noch zweckhaft und zielgerichtet bewegt – eine Haltung, die ihn selbst vor den Relikten natürlicher Umwelt selten verläßt“ (Wagner 1973, 10).

Die Erstarrung zu zweckhaft zielgerichtetem Handeln in einem selbstgeschaffenen Milieu, ohne mit der Umwelt in wirkliche Interaktion zu treten, ist nicht ein Phänomen, das ausschließlich in der Handhabung von Werkzeugen im engeren Sinne anzutreffen ist. Auch das Antragsverfahren für

tiefenpsychologisch fundierte und analytische Psychotherapie in der vertrags- und kassenärztlichen Versorgung hat werkzeuglichen Charakter. Das selbstgemachte Werkzeug, der Kassenantrag, im selbstgeschaffenen Milieu des Antragsverfahrens, wird zum Beweis für das Wissen des Gutachters gemacht – zum Beweis für seine Potenz also. Diese Struktur ist jedenfalls dem deutschen Psychoanalytiker und der deutschen Psychoanalytikerin im Zuge der professionellen Rollengewinnung frühzeitig ansozialisiert. Sie stellt ganz ohne Zweifel einen Wesenszug unserer Profession dar. Es handelt sich hier um einen problematischen Anpassungsprozeß, nicht nur von Analytikerinnen und Analytikern, sondern auch des psychoanalytischen Verfahrens selbst, eine Problematik, der in der Psychoanalyse durch Bewußtmachen begegnet werden könnte.

In diesem Zusammenhang stimmt die Notiz Ferenczis vom 2. April 1931 nachdenklich: „Jede Anpassung ist partieller Tod, aufgeben eines Teiles der Individualität; Voraussetzung: traumatische Auflösungsanstanz, in der äußere Macht Stücke wegnehmen, Fremdes einfügen kann“ (Ferenczi 1964, 248). Diese äußere Macht, die einen solchen partiellen Tod durch Zwangsangpassung bewirken kann, muß man sich nicht als vorsätzlich gewalttätige oder auch nur als bewußte vorstellen, sie wirkt ganz zwanglos und selbstverständlich bereits auf jedes Kind ein und prägt sein Selbst bzw. seine Selbstrepräsentanz.

Der homo faber benötigt die Gratifikationen, die er durch seine werkzeugliche Begabung erhält, zur Kompensation seiner Einsamkeit. Es geht um ein binnenspsychisches Motiv, die Aufrechterhaltung narzißtischer Unverletztheit zum Schutz vor depressiver Überschwemmung. Die kreative Leistung des Ichs, das sich auf Verhaltenszüge des homo faber stützt, tritt zutage, wenn die Abwehr auf alle möglichen Verletzbarkeiten ausgeweitet wird und in ihrer qualitativen Gestaltung nahezu unendlich variiert werden kann (Leithäuser & Schütt 1991). Dies gilt selbstverständlich auch für diejenigen Entwicklungen, bei denen narzißtische Probleme, also Probleme der Selbstidentität und -integrität im Vordergrund stehen. Man könnte vielleicht sagen, je exzessiver die Notwendigkeit einer frühen Anpassung, desto größer die Wahrscheinlichkeit der Herausbildung eines narzißtischen Abwehrsystems.

Die Tragik des Narziß liegt nicht darin, daß er in sein eigenes Spiegelbild verliebt war, seine Tragik liegt darin, daß er das nicht wußte. Er hielt das, was er sah, für sein Gegenüber, für einen Mit-Menschen und nicht für eine Inszenierung seiner selbst auf der Bühne des Spiegelbildes, für einen Blick in seine eigene Maske. Hierin liegt die spezifische unbewußte Kompromißbildung, die für jeden ordentlichen Abwehrmechanismus bezeichnend ist: Die Einsamkeit wird abgewehrt durch ein Scheingegenüber. Dabei wird die Angst vor Nähe, die zur Überwindung der Einsamkeit überwunden werden müßte, eingespart, weil es nicht die Nähe zum anderen ist, sondern weil der andere durch die Projektion der eigenen Maske substituiert wird. Gleichzeitig wird die Distanz zur Welt der Menschen festgeschrieben, die Einsamkeit wird, objektiv, unermesslich.

Homo faber und Narziß verbindet ihre Fähigkeit, ihr unausweichliches und unbewußtes Gebundensein, ihre Rollen und Masken, in die Außenwelt hinein zu inszenieren und sich mit dem dort realisierten Produkt dieses Vorganges zu identifizieren. Was die beiden aber unterscheidet, und das ist eine ganz wichtige Differenzierung, ist, daß dies bei homo faber tatsächlich in der Art einer wirklichen Inszenierung seiner Werke in sein soziales Umfeld hinein geschieht, während es bei Narziß bei der bloßen solipsistischen Projektion seiner selbst bleibt, bei der Produktion seines Spiegelbildes eben. Dabei liegt die Überlegenheit des homo faber in der sozialen Anlage seines Mechanismus. In ihr kann ein dritter hinzutreten und mitspielen, ja, dieser Mechanismus ist geradezu auf Triangulierung angelegt, indem das Werk gewissermaßen den Aufforderungscharakter eines Spielzeugs bekommt, mit dem eine gemeinsame Szene gestaltet wird. Dagegen verharrt Narziß in einer Dyade, die noch dazu nur eine Pseudodyade ist. Deshalb kann er sich auch in dieser Beziehung nicht selbst finden. Narziß hat einen völligen und homo faber einen partiellen Mangel an Selbstreflexion. Narziß und homo faber sind in sich selbst befangen. Sie verwischen (Narziß subjektiv, homo faber partiell auch objektiv) die Grenzen zwischen innen und außen. Der psychische Gewinn solcher Verwischung liegt in der Kompensation der Angst vor der Einsamkeit.

Warum Angst vor der Einsamkeit? Ich hatte vom „Schutz vor depressiver Überschwemmung“ gesprochen. Nun ist aber ja Einsamkeit nicht mit Depression gleichzusetzen. Vielmehr stellt die Einsamkeit geradezu die Voraussetzung dafür dar, sich selbst, in Einsamkeit eben, zu begegnen. „Unser Übel sitzt uns in der Seele“, so schreibt Michel Montaigne vor über 400 Jahren, „sie aber kann sich selbst nicht entziehen. So müssen wir sie denn in sich selbst heimführen und Einkehr halten lassen; das ist die wahre Einsamkeit, der man sich inmitten der Städte und der Königshöfe hingeben kann; doch ungestörter läßt sie sich im Stillen genießen“ (Montaigne 1991, 259). Heute wird Einsamkeit allenthalben und mit Leichtigkeit mit Depression oder wenigstens doch mit Unglücklichsein assoziiert. Dies liegt wohl daran, daß Einsamkeit, Alleinsein, verwechselt wird mit Alleingelassensein, Verlassensein. Tatsächlich beinhaltet der Begriff Einsamkeit wohl beide Bedeutungen.

Ins Ich aufgenommene Verhaltenszüge des homo faber helfen, die Angst, nicht geliebt und schutzlos alleingelassen zu werden, ersparen; eine Angst, die sich von der Trennungsangst des Kindes herleitet. Man kann hier, wie Horst Eberhard Richter dies tut, von „Isolationsangst“ sprechen (Richter 1976, 34). Mit dem Begriff der Isolationsangst kommen wir dem Gefühl der existentiellen psycho-physischen Bedrohung näher. Wir wissen, daß der Mensch, der Geborgenheit amniotischer Kommunikation durch die Geburt jäh entrissen, noch lange Zeit seines Lebens von intensiver Zuwendung von außen abhängig ist.

In der Isolation steckt daher eine gewaltige existentielle Bedrohung. Das Kind, das verlassen wird, geht sich selbst verloren, noch ehe es sich im Spiegel mütterlicher Zuwendung hat finden können. Die Voraussetzung dafür, Einsamkeit zu ertragen, oder positiv, sich selbst in Einsamkeit zu begegnen, liegt darin, daß man diese Fähigkeit selbst überhaupt erst einigermaßen umgrenzt und authentisch vorher hat entwickeln können. Hierfür muß einem begegnet worden sein, über lange Zeit und möglichst konstant. In dieser Begegnung liegt die Wurzel des Selbst. Mit ihr vermittelt sich aber auch die Angst, sie könnte wieder verlorengehen, das noch fragile Selbst könnte in sich zusammenfallen. Für das Kind wie

für den Erwachsenen primär erkennbar ist zunächst einmal die Wahrnehmung, allein zu sein, sich im Zustand der Einsamkeit zu befinden. Vielleicht ist deshalb die allenthalben verbreitete Angst vor der Einsamkeit eine assoziierte Angst – analog zur Deckerinnerung. Der bewußte Kontakt mit der darunterliegenden existentiellen Isolationsbedrohung scheint zu entsetzlich, als daß er ertragen werden könnte.

2. Homo faber, homo ludens und der Psychotherapeut

Die Fähigkeit des homo faber ist daher hervorragend für den Einsatz im Dienste der Abwehr geeignet, fast möchte man in diesem Zusammenhang von einer Basisbegabung des Menschen sprechen. Diese Eignung resultiert in erster Linie aus der verblüffenden Fähigkeit, mit der Inszenierung seines Werkes den homo ludens im anderen zum Mitspielen einzuladen. Es handelt sich also, wie es sich für einen ordentlichen Abwehrmechanismus gehört, um eine Kompromißbildung, hier um die zwischen den verfestigenden Kräften des homo faber und den verflüssigenden des homo ludens. Ein gewisses Höchstmaß an Verdichtung findet diese Kompromißbildung im Beruf des Psychotherapeuten, dessen Aufgabe es nach Winnicott ist, den Patienten aus einem Zustand, in dem er nicht spielen kann, in einen Zustand zu bringen, in dem er zu spielen imstande ist. Ein Mensch, der mit seinem professionell elaborierten Werkzeug „Psychotherapie“ (homo faber) einem anderen Menschen ein Angebot zum Spielen macht (homo ludens), ist die treffende Beschreibung eines Kommunikationsexperten, der jeder Psychotherapeut, egal welcher Schule, ja sein sollte.

Auch für die Kompensation des aus der Isolationsangst geborenen Nähe-Distanz-Konfliktes ist die Identifikation mit der Rolle des homo faber ganz ausgezeichnet geeignet. In Kombination mit der Rolle besonders des psychoanalytischen Psychotherapeuten kommt es hier zu einer geradezu idealen Verbindung, die ihre Wurzeln schon im primitiven Priester- und Schamanentum hat. Das ganze analytische Setting zielt auf ein Höchstmaß an Nähe, das Couch-Sessel-Arrangement bietet den Spiel-Raum. Das Spiel wird aber werkzeughch nach strikten

Spielregeln gehandhabt. Diese reichen von der Einhaltung des 50-Minuten-Taktes der Sitzungen über die Bezahlung bis zur Abstinenz. Und natürlich spielen die Psychotherapierichtlinien und das Gutachterverfahren eine gravierende Rolle. Sie manifestieren sich für Patient wie Therapeut im Kassenantrag. Äußerste Nähe und äußerste Distanz fließen hier zusammen und ermöglichen eine interpersonale Begegnung, die eine intrapersonale Orientierung ermöglicht, weil die Isolationsangst eben durch diese spezielle Kompromißbildung auf beiden Seiten einigermaßen kompensiert ist. Die Gefahr, in der sich der Therapeut – und damit dann auch sein Patient – befindet, ist, daß das Mischungsverhältnis zwischen homo faber und homo ludens aus dem Lot gerät. Wenn also der Therapeut seinen Patienten zum Werkstück macht, das er nach seinen Vorstellungen bearbeitet oder gar „schöpft“, dann überwiegen die verfestigenden Kräfte. Der Spiel-Raum wird eingengt. Es entsteht eine primitive Dyade, in der der homo ludens keine Rolle mehr bekommt, dafür aber die sog. Abstinenz absurde bis zynische Formen annimmt. Dieser Fall ist unter den Entgleisungen im therapeutischen Prozeß der weitaus häufigere. Solche „Therapien“ ziehen sich nicht selten über tausende von Stunden. Der umgekehrte Fall, in dem die Regeln nicht eingehalten werden und der Verflüssigung der Triebe freier Raum gelassen wird, in dem also jede Struktur aufgehoben wird, auch zugunsten sexueller Befriedigung, kommt auch vor; er ereignet sich aber erheblich seltener. Über ihn wird sehr viel häufiger berichtet, regelmäßig mit Empörung und Abscheu, und es werden rechtliche oder doch wenigstens berufsethische Schritte eingeleitet. Dies geschieht zu recht, sollte aber nicht vergessen machen, daß gesellschaftlich wie individuell homo ludens ein angstauslösender Rebell ist, der die Ordnung bedroht. Der homo faber, der die Ordnung bis zur Erstarrung der Seele betreibt, bleibt vom Strafrecht ebenso unbedroht wie von gesellschaftlichen Raubebedürfnissen.

Mit dem Bewußtsein seines Getrenntseins von seiner Objektwelt und seiner Entwicklung zu einem sozialen Wesen gewinnt die Rolle des homo faber zunehmend Bedeutung in der Ausübung von Macht. „Die Distanz des Subjekts zum Objekt, Voraussetzung der Abstraktion, gründet in der Di-

stanz zur Sache, die der Herr durch den Beherrschten gewinnt“ (Horkheimer & Adorno 1971, 16). So bekommt die Identifikation mit der Rolle des homo faber eine erhebliche und zunehmend differenzierte gesellschaftliche Dimension. Gewissermaßen eine Geschichte dieser Entwicklung, wenn auch nicht mit explizitem Hinweis auf homo faber, geben Horkheimer und Adorno im ersten Kapitel der *Dialektik der Aufklärung*. Zu den frühen Wurzeln des homo faber führen sie aus: „Schon wenn die Sprache in die Geschichte eintritt, sind ihre Meister Priester und Zauberer ... Das unidentische, zerfließende Mana wird von Menschen konsistent gemacht und gewaltsam materialisiert. Bald bevölkern die Zauberer jeden Ort mit Emanationen und ordnen der Vielfalt der sakralen Bereiche die der sakralen Riten zu. Sie entfalten mit der Geisterwelt und deren Eigenheiten ihr zukünftiges Wesen und ihre Gewalt. Das heilige Wesen überträgt sich auf die Zauberer, die mit ihm umgehen. Auf den ersten nomadischen Stufen nehmen die Mitglieder des Stammes noch selbständigen Anteil an der Beeinflussung des Naturlaufs. Das Wild wird von den Männern aufgespürt, die Frauen besorgen die Arbeit, die ohne straffes Kommando geschehen kann. Wieviel Gewalt der Gewöhnung selbst an so einfache Ordnung vorherging, ist unbestimmbar. In ihr schon ist die Welt geteilt in einen Bezirk der Macht und in Profanes. In ihr schon ist der Naturlauf als Ausfluß des Mana zur Norm erhoben, die Unterwerfung verlangt. Wenn aber der nomadische Wilde bei aller Unterwerfung auch an dem Zauber, der sie begrenzte, noch teilnahm und sich selbst ins Wild verkleidete, um es zu beschleichen, so ist in späteren Perioden der Verkehr mit Geistern und die Unterwerfung auf verschiedene Klassen der Menschheit verteilt: die Macht ist auf der einen, der Gehorsam auf der anderen Seite. Die wiederkehrenden, ewig gleichen Naturprozesse werden den Unterworfenen, sei es von fremden Stämmen, sei es von den eigenen Cliquen, als Rhythmus der Arbeit nach dem Takt von Keule und Prügelstock eingebleut, der in jeder barbarischen Trommel, jedem monotonen Ritual widerhallt“ (Horkheimer & Adorno 1971, 22).

Dieser Text ließe sich in einem übertragenen Sinne auch als Institutionalisierungs- und Professionalisierungsgeschichte der Kli-

nischen Psychoanalyse lesen, in der homo faber zum Meister und Zauberer wird, von dem „das unidentische, zerfließende Mana (das Seelische, der Hauch, der Atem als Lebensprinzip) konsistent gemacht und gewaltsam in der psychoanalytischen Theorie materialisiert wird. Er „ordnet der Vielfalt der sakralen Bereiche (der Spielarten des Seelischen) die der sakralen (psychoanalytischen) Riten zu“ und „entfaltet mit der Geisterwelt (dem Unbewußten) und deren Eigenheiten sein zünftiges Wissen und seine Gewalt“. Da „ist die Welt geteilt in einen Bezirk der Macht und in Profanes“. „Der Verkehr mit Geistern (dem Seelischen) und die Unterwerfung (sind) auf verschiedene Klassen der Menschheit verteilt: Die Macht ist auf der einen, der Gehorsam auf der anderen Seite. Die wiederkehrenden, ewig gleichen Naturprozesse werden den Unterworfenen, sei es von fremden Stämmen (Angehörigen anderer Lehrmeinungen), sei es von den eigenen Cliquen (Berufsverbänden), als Rhythmus der Arbeit nach dem Takt von Keule und Prügelstock (Ausbildungsordnung, Psychotherapierichtlinien) eingebleut, der in jeder barbarischen Trommel, jedem monotonen Ritual (Beantragung von Psychotherapie auf dem Kassenantrag) widerhallt“.

3. Im Bezirk der Macht

Solch eine Entwicklungsgeschichte hat keinesfalls nur Gültigkeit für die Psychoanalyse. Sie gilt sicher für ganz viele gesellschaftliche Prozesse, allemal aber im Feld von Professionalisierung und Institutionalisierung. Diese Geschichte bleibt aber nur scheinbar stehen bei einem statischen Gebilde, bei dem „die Macht auf der einen und der Gehorsam auf der anderen Seite“ stehen. Vielmehr kommt es zur Herausbildung einer Vielzahl vielschichtiger, untereinander und in sich selbst teilweise höchst komplizierter Hierarchien. Um es wiederum sehr vereinfacht und sicher auch ein wenig persiflierend an der Psychoanalyse zu exemplifizieren: Ganz grob ist da der „Bezirk der Macht“. Dort halten sich die Therapeuten auf, im analytischen Setting lokalisiert durch den Sessel. Dem gegenüber liegt das „Profane“, der Patient. Sein Topos, der ihm durch den Therapeuten angewiesen wird, ist die Couch. Hier fängt es mit der

hierarchischen Differenzierung aber bereits an. Auf der Seite des „Profanen“ geht die Hierarchie (von oben nach unten) vom Selbstzahler über den privat krankenversicherten Patienten und das Mitglied einer Ersatzkrankenkasse bis zu dem Hilfesuchenden, dessen Behandlungskosten von einer Betriebskrankenkasse oder der Allgemeinen Ortskrankenkasse übernommen werden. Eine weitere Feindifferenzierung ergibt sich noch daraus, ob der Behandelte selbst das Geld aufbringt bzw. Versicherungsnehmer ist, oder ob es sich nur um einen Familienangehörigen (Gatte, Kind) handelt. Die Definition dieser Hierarchie erfolgt aus dem „Bezirk der Macht“ heraus, die Mitglieder des „Profanen“ sind aber durchaus damit identifiziert. Je nachdem wie weit oben jemand in dieser Hierarchie steht, bildet auch er einen „Bezirk der Macht“, aus dem heraus er nun in den „Bezirk der Macht“ der Therapeuten eingreift und dort seinerseits Hierarchien definiert.

Johannes Cremerius kommt bei seiner Analyse der Prognos-Studie der DGPT (DGPT 1988) zu dem Ergebnis, „daß es in der psychoanalytischen Gemeinschaft ein Zweiklassensystem gibt: Analytiker, welche überwiegend die hochfrequente Langzeitanalyse praktizieren, und solche, die es selten oder nie tun. Es besteht die Vermutung, daß die Gruppe derer, die diese Art der Analyse machen können, sich mit der Gruppe der Lehranalytiker (Lehranalysen werden vierstündig und im Mittel mit 1.000 Stunden durchgeführt) und der Personen, die aus irgendwelchen Gründen prominent sind (Hochschullehrer, Klinikdirektoren, Institutsleiter und Analytiker, die publizistisch hervortreten) deckt“. Und in einer Fußnote zu dieser Ausführung bemerkt Cremerius: „Dieses Zweiklassensystem zeigt auch die Prognos-Studie auf. Sie zeigt, daß die Lehranalytiker nur in einem sehr geringen Umfang an der Richtlinien-Psychotherapie teilnehmen ... Ferner unterscheidet sich die Gruppe der Lehranalytiker auch in der Art der Klientel. Es ist anzunehmen, daß sich in ihren Praxen ein höherer Anteil an Privatpatienten, Privatversicherten und Beihilfempfangern findet als in den Praxen der Nicht-Lehranalytiker. Diese Annahme kann sich auf die Beobachtung stützen, daß eine gewisse Schicht in der Bundesrepublik bevorzugt Praxen von Personen aufsucht, die den Professoren-Titel haben oder Direkto-

ren von Kliniken etc. sind“ (Cremerius 1990, 9). Es kommt also zu einer homologen Wechselwirkung zwischen den hierarchischen Systemen unter den „Profanen“ und dem „Bezirk der Macht“, indem die in dem einen Bezirk oben stehenden die in dem anderen Bezirk oben stehenden stabilisieren durch das Mehr an materieller Vergütung plus der ideellen Gratifikation, daß man mit ihnen, weil sie eben genug Zeit und Geld haben, auch die „richtige“ Psychoanalyse machen kann und nicht nur die gemeine Psychotherapie. So definiert auch die Klientel die Hierarchie der Therapeuten: „Eine gewisse Schicht in der Bundesrepublik“ würde niemals einen gewöhnlichen Psychoanalytiker aufsuchen. Auffällig, daß fast alle Therapeuten sich beeilen zu sagen, daß ihnen diese Außenzuordnung überhaupt nichts ausmache. Seltsamerweise finden aber Privatpatienten immer schneller einen Therapieplatz als andere Menschen, selbst dann, wenn die Prognose für die Übernahme eines AOK-Patienten nicht erreicht hätte.

Auf eine weitere Differenzierung in der Interaktion der Hierarchien zwischen Therapeuten und Patienten macht Christa Rohde-Dachser mit ihren Untersuchungen zur Geschlechterdifferenz aufmerksam. Nach ihren Beobachtungen stehen im Ansehen der Klientel die älteren männlichen Therapeuten ganz oben, gefolgt von jüngeren männlichen, danach ältere weibliche und am Schluß jüngere Frauen. Dies würde die Vermutung nahelegen, daß in den Praxen der jüngeren Kolleginnen solche Patientinnen dominieren, die die Ehefrauen von Männern sind, die ihr Geld mit überwiegend handwerklicher Arbeit verdienen und auf der Einkommensskala eher im unteren Drittel des Bevölkerungsdurchschnittes rangieren. Diese Vermutung wird durch meinen Überblick über die psychoanalytischen Praxen in der Region Bremen erhärtet. Therapeutinnen und Patientinnen finden sich in einer unbeabsichtigten Solidarität der nicht Privilegierten wieder, weil beiden aufgrund der bereits besetzten Machtpositionen der Zugang zu den „besseren“ Partnern verstellt ist. Bezüglich der Qualität der psychotherapeutischen Versorgung profitieren von diesem Arrangement die Patientinnen in der Regel zweifellos sehr viel mehr als etwa die Privatpatienten von ihrem „Privileg“, bei einem Kollegen ihre Thera-

pie machen zu können, der „aus irgendwelchen Gründen prominent“ ist. Nicht allerdings profitieren die jüngeren Psychotherapeutinnen, sie verdienen weniger Geld und ernten weniger Prestige, während Wohlstand und Ansehen bei den privilegierten Kollegen vermehrt und gefestigt werden.

Ich widerstehe dem Reiz, alle denkbaren Spiel- und Wechselspielarten der Hierarchisierung hier im Detail darzustellen. In unserem „Bezirk der Macht“ ist die unterste Stufe besetzt durch Ausbildungskandidaten, die soeben erst ihr Vorcolloquium absolviert haben und damit noch ganz frisch in der praktischen Weiterbildung sind. Sie sind im Grunde genommen von allen anderen abhängig, einschließlich des Patienten, der sich für die Therapie eignen, also den Regeln entsprechend mitspielen muß. Für den Lehr- und Kontrollanalytiker gehören der Ausbildungskandidat und der nächst über ihm stehende fortgeschrittene Kandidat zum Feld des „Profanen“. Auf der anderen Seite wirken diese auch ihrerseits in den „Bezirk der Macht“ hinein, indem sie z. B. bestimmte Lehr- und/oder Kontrollanalytiker meiden und diese dadurch auf der Beliebtheitskala abrutschen und im allgemeinen Ansehen nach hinten fallen lassen. Solche Strömungen werden an allen Instituten von den meisten Lehr- und Kontrollanalytikern mit peinlichen Befürchtungen beobachtet und in ihrer Wirkung geleugnet. Die nächste Stufe wird von den Kolleginnen und Kollegen, die ihre Ausbildung abgeschlossen haben, eingenommen. Dabei kommen dann bereits die von Cremerius und Rhode-Dachser beschriebenen Mechanismen differenzierend zur Wirkung. Als nächstes folgen die Kontroll- und dann die Lehranalytiker, mit den eben erwähnten Beeinflussungen durch Beliebtheitswahl bzw. -abwahl. Eine weitere komplizierte Hierarchisierung tritt hier nun ein im Zusammenhang mit der Anerkennung dieser Qualifikation durch den jeweiligen Fachverband, dem man angehört und durch den man weitere Privilegien genießt. Auch mit dem Erreichen einer Funktion in einem dieser Fachverbände, möglichst der eines Vorstandsamtes, rückt man in der Hierarchie nach oben. Klar, daß für den psychotherapeutischen Alltag über allem dann noch der Gutachter steht und über ihm der Obergutachter. In ihm vereint sich in der Regel die Mehrzahl der darunter liegenden Privilegien.

An diesem, „am Handwerk des Psychoanalytikers“ (Cremerius 1986) entlang exemplarisch dargestellten Hierarchisierungsge-
schehen in einem Professionalisierungspro-
zeß läßt sich sehr schön die Dynamik der
Rolle des homo faber erkennen. Die Her-
ausbildung hierarchischer Strukturen stellt
letztlich nichts anderes dar als eine sozial-
differenzierte Manifestation des menschlichen
Bemächtigungsbedürfnisses. Die Be-
mächtigung wiederum erfüllt eine wichtige
Abwehrfunktion. Im Zentrum dieser Ab-
wehr steht die basale Angst vor Ohnmacht
und Ausgeliefertsein, vor Ausgrenzung und
Isolation. Diese Angst wird immer evoziert,
wenn der Mensch mit der Erkenntnis seines
Getrenntseins von den Objekten seiner Um-
welt konfrontiert wird, die sich in der Wahr-
nehmung des Fremden bei ihm nieder-
schlägt. So ist die Annahme plausibel, die
Freud ausführt, der erste Bemächtigungs-
akt finde bereits in einer Anthropomorphi-
sierung der Umwelt statt: „Es ist wirklich
dem Menschen natürlich, alles zu personifi-
zieren, was er begreifen will, um es später
zu beherrschen, – die psychische Bewälti-
gung als Vorbereitung der physischen“
(GW XIV, 344). „Unpersönliche Kräfte und
Schicksale“ sind so vielfältig und allgegen-
wärtig, so fremd und unberechenbar, daß
ihre halbwegs befriedigende, d.h. angst-
kompensierende Beherrschung nur unter
Zuhilfenahme eines zunehmend ausgeklüg-
elten Arsenal von Werkzeugen möglich
ist. Dies führt im Zuge der Kulturentwick-
lung zu einer gewissen Arbeitsteiligkeit, die
ihrerseits durch Hierarchien strukturiert
wird; wer die besten Werkzeuge erfinden
und sie am effizientesten einsetzen kann,
der steht in der Hierarchie oben. Aus dieser
Position resultiert ein mehrfacher Nutzen.
Zum einen sind die Unwägbarkeiten der
Welt durch perfektionierte werkzeugliche
Beherrschung unter Kontrolle, sie sind dem
Ritus der wirklichen Behandlung unter-
worfen und verlieren dadurch ihre Eigendy-
namik. Die Strukturen dominieren die In-
halte, oder die Persönlichkeit tritt hinter die
Person zurück und hinterläßt eine manipu-
lierbare Persona. Weiterhin verbindet sich
mit dieser Position eine Machtanhäufung,
die es erlaubt, den anderen zu unterwerfen;
denn auch der nächste ist ein Fremder, der
letztlich unberechenbar ist und daher die
alte Isolationsangst immer wieder bedroh-
lich gegen das Bewußtsein drängen läßt. In-

dem man sich seiner bemächtigt, ist die Be-
drohung durch ihn gebannt. Aus diesem
Mechanismus nun resultiert der dritte und
ganz entscheidende Vorteil: man kann seine
eigene Isolationsangst an denjenigen abge-
ben, der in der Hierarchie unter einem steht
und von einem abhängig ist. Wie nun schon
mehrfach dargestellt, gelingt dies um so
leichter, als in der Position des Ausgeglied-
erten von Kindheit an immer schon die
Angst vor Ausgrenzung und Isolation fast
naturgesetzlich verankert scheint. Fast jeder
hat schon erlebt, wie ein an sich ängstliches
Kind mit einem Mal scheinbar angstfrei
einen bestimmten Weg erledigt, wenn es ein
kleineres (nicht ein größeres!) Geschwister
bei sich hat, dem es vermitteln kann, wie
unbegreiflich gefährlich die Welt doch ist.
Richter überlegt, ob dieser höchst wirksame
Abwehrmechanismus, der zu seiner Ent-
faltung des Schwächeren bedarf, nicht auch
für gewisse Strukturen sozialen Zusam-
menlebens konstitutiv sei. Er zeigt, „daß das
Prinzip der Weitergabe von erhöhter Ver-
einsamungsangst als Mittel, um die eigene
Isolationsgefahr durch abhängige Partner zu
bannen, von immenser sozialer Bedeutung
ist. Keine andere Methode wird zur aktiven
Beschwichtigung eigener Vereinsamungs-
angst so häufig angewandt wie die, einen
oder mehrere andere Menschen in ein ab-
soluten Hörigkeitsverhältnis hineinzuzwin-
gen, das es erlaubt, sich in diesen jederzeit
abzustützen. Zu erwägen wird sein, ob es
nicht überhaupt ein wesentlicher Aspekt un-
seres Zusammenlebens schlechthin ist, daß
die ubiquitäre Isolationsangst Hierarchien
von Manipulationsprozessen in der Weise
stiftet, daß die jeweils Mächtigeren die Ver-
einsamungsfurcht der jeweils Schwächeren
laufend zur Stabilisierung der eigenen Si-
cherheit ausnutzen“ (Richter 1976, 56).

Diese Manipulationsprozesse bedürfen
des Werkzeugs, wenn sie in ihrer Wirkung
nicht allzusehr eingeschränkt sein sollen.
Dieses Werkzeug ist in seiner Abwehrpo-
tenz um so effektiver, je größer der Ritualis-
ierungsvorgang ist, der damit eingeleitet
und unterhalten wird; denn der Ritus bindet
den Mächtigen mit dem Unterdrückten zu-
sammen, indem er das Fremde von beider
Bewußtsein weit entfernt hält und vor Ver-
änderung schützt. „Die ‚Veränderer‘“, so
Richter, „sind gefährlich, auch ohne daß
man noch genauer wissen müßte, ob sie
nicht tatsächlich einen schlechten Zustand

verbessern könnten. Was anders wird, wird fremd, unheimlich und mobilisiert sofort eine Verstärkung der mühsam beschwichtigten Vereinsamungs- und Vernichtungsängste“ (Richter 1976, 75).

4. Werkzeug als Spielzeug

In diesem Feld nun kommt die Begabung des homo faber voll zur Entfaltung. Exemplifiziert an der Professionalisierungsgeschichte der Psychoanalyse ist ihm hier mit dem Ritus des Antragsverfahrens und der Erfindung des dabei eingesetzten Werkzeuges „Kassenantrag“ gewissermaßen der Königsschub gelungen. Der Begriff der Technik durchzieht die Psychoanalyse ja schon seit ihrer Frühzeit. Freud spricht schon 1896 von der „Technik des therapeutischen Verfahrens“ (Freud, GW I, 427), wobei er sich auf Breuer bezieht. Noch anschaulicher spricht Cremerius im Untertitel des zweiten Bandes seines lesenswerten Buches vom „Werkzeug der psychoanalytischen Technik“ (Cremerius 1984). Das Gesamtwerk Freuds wird nach theoretischen und nach technischen Schriften differenziert, in jedem psychoanalytischen Ausbildungsinstitut der Welt wird den technischen Seminaren besonderes Gewicht beigemessen, und ein halbwegs bekannter Psychoanalytiker, der einen Vortrag über seine Technik hält, kann überall mit einem vollen Saal rechnen. Allein, der psychoanalytische homo faber, selbst wenn er es in dieser Technik zu einer gewissen Perfektion gebracht hat (was immer das unter psychoanalytischer Rücksicht heißen mag), ist in seiner Machtausübung noch sehr beschränkt. Die Wirksamkeit seines „Werkzeugs der psychoanalytischen Technik“ ist letztlich begrenzt auf die Beziehung zwischen ihm und seinem Analysanden, und sie ist abhängig davon, inwieweit sich das Werkzeug zwischen den beiden auch als Spielzeug eignet. Das Handwerk liegt noch näher bei der Kunst. Erst mit der Erfindung und Durchsetzung der Psychotherapierichtlinien wird es zur Zunft, mit all den damit verbundenen Ritualen der Legitimationsvergabe und -verweigerung. Jetzt erst kann sich eine wirkliche und vorhersagbare Hierarchie einstellen, die sich auch in eine Administration einbinden läßt und auf deren Kontrolle Verlaß ist. Die Psychoanalyse verläßt ihren gleichschwe-

benden Zustand und findet sich wieder im Katalog der von der offiziellen Bürokratie anerkannten Heilverfahren. Sie verschwindet vom Spielplatz und wird ein ordentlicher Beruf.

Mit diesem Schritt nimmt sich die Psychoanalyse die Angst vor sich selbst. Mit ihrer Beschränkung auf die eine von Freud so bezeichnete Grundregel, alles zu sagen, was einem einfällt und Träume zu erzählen – mit der Einigung zwischen Analytiker und Analysand also auf ein a-logisches Arrangement – stellt die Analyse analog zur kindlichen Welt ein anarchisches Erkenntnisinstrument dar. Da weiß niemand genau, was herauskommt. Deswegen muß man auch Angst vor dem Zaublerlehrling haben, der, wenn der Alte sich einmal fortbegeben hat, das größte Unheil anrichten kann, weil er den Ritus nicht kennt. Bekanntgeworden ist in diesem Zusammenhang der Begriff der „wilden Analyse“, vor der Freud schon 1905 warnt. Aber auch die Angst der Meister wird durch den administrativen Rahmen der Zunft reduziert. Die gleichschwebende Aufmerksamkeit beim Analytiker, das Analogon zur Grundregel der freien Assoziation beim Patienten, stellt ein derartig radikales Kommunikationsangebot dar, daß auch er nicht vorhersagen kann, was die beiden da miteinander erleben werden, schwerwiegender noch, was dieses Erleben mit ihnen machen wird und wie sie – Analytiker und Analysand – daraus hervorgehen werden. Bei der Behandlung von Borderline-Störungen beispielsweise, aber auch bei atopischen Psychosomaten kann man derartig befremdliche Erlebnisse haben, daß man von einem herkömmlichen Psychiater mühelos für verrückt gehalten werden könnte (und auch würde). Die Befremdlichkeit solcher Erlebnisse ist schon irritierend genug. Viel beunruhigender aber ist, daß man über solche Erfahrungen nicht mit anderen, jedenfalls nicht mit Nicht-Psychoanalytikern, reden kann, weil sie eben aufgrund des speziellen Kommunikationsarrangements für Außenstehende nicht nachvollziehbar sind.

Dies schwemmt sofort die alte Isolationsangst hoch und das völlig zu Recht; denn Psychoanalyse war über Jahrzehnte in fast allen Wissenschaften stark ausgegrenzt und ist es in manchen Bereichen noch heute. Nicht so allerdings im Bereich der Heilkunde. Da ist sie unter den Psychotherapieverfahren zur Zeit noch die anerkannteste

und bringt denen, die sie ausüben, das relativ höchste Maß an Sozialprestige und Einkommen. Die Einbindung in die altvertrauten Verhältnisse des Medizinalwesens, besonders die Tatsache, daß die Therapie in aller Regel durch einen „richtigen Doktor“ durchgeführt wird, hat schon frühzeitig bei der Klientel zu einer gewissen Dignitätsannahme geführt und zu einer Angstreduzierung. Seit den frühesten Tagen der Psychoanalyse reklamieren starke Kreise in den Verbänden mit viel Erfolg die Exklusivität des Verfahrens für die Medizin. Freud hat hiervor ebenso vehement wie erfolglos gewarnt, weil er wußte, daß dieses starre Kostüm seine Schöpfung ersticken lassen könnte. „Wir halten es nämlich gar nicht für wünschenswert, daß die Psychoanalyse von der Medizin verschluckt werde und dann ihre endgültige Ablagerung im Lehrbuch der Psychiatrie finde“ (Freud, GW XIV, 285). Und er hat auch die Erklärung für dieses Bedürfnis der Ärzte: „Ich denke, es wird die Macht des Standesbewußtseins sein. Sie haben eine andere Entwicklung gehabt als ich, fühlen sich noch unbehaglich in der Isolierung von den Kollegen, möchten gerne als vollberechtigt von der Profession aufgenommen werden und sind bereit, für diese Toleranz ein Opfer zu bringen an einer Stelle, deren Lebenswichtigkeit ihnen nicht einleuchtet“ (Freud, GW XIV, 275).

Mit der Erfindung und Inkraftsetzung des Regelwerkes der Psychotherapierichtlinien nimmt die Psychoanalyse eine Erscheinungsform an, in der sie den anderen Mitgliedern der Profession nicht mehr so fremd ist, daß sie ihre Vertreter ausgrenzen müßten. Gleiches gilt für die Gesundheitsadministration. Die Angst vor dem Fremden ist gebannt, weil das Fremde gebannt ist. Damit ist auch die Isolationsangst der Analytiker, jedenfalls soweit sie von Hause aus Mediziner sind, obsolet. Tatsächlich sind sie seit dem 1. Juli 1988 ihrem Rechtsstatus nach Kassenärzte wie jeder andere niedergelassene Arzt auch, man gehört derselben Familie an und unterliegt denselben Strukturen. Wilhelm Reich spricht von dem „autoritären Miniaturstaat der Familie, an deren Struktur sich das Kind zunächst anpassen muß, um später dem allgemeinen gesellschaftlichen Rahmen einordnungsfähig zu sein“ (Reich 1934, 50).

Die Fähigkeit zum Erwerb dieser Einordnungsfähigkeit ist früh und als überle-

bensnotwendig angstreduzierend im Menschen angelegt. Das Kind, auch wenn es noch so erwünscht gewesen sein mag, stellt doch für die Familie zunächst etwas Fremdes und somit Bedrohendes dar. Alle Beteiligten müssen sich sehr um Adaptation bemühen, ein Vorgang, der sich in der Tat im weiteren gesellschaftlichen Leben fortsetzt. Wieviel Eigenheit und Kreativität letztlich dabei übrigbleibt, hängt sehr von der Angsttoleranz aller Beteiligten ab. Die Psychoanalytiker haben jedenfalls nach langem Hin und Her eine erhebliche Einordnungsfähigkeit entwickelt und ihr ein gutes Stück des anarchischen Wesens ihrer Wissenschaft zum Opfer gebracht. Die dafür eingehandelten Gratifikationen lassen sich als Parameter der Angstreduzierung beschreiben, als Einkommen, in dem sie nun den herkömmlichen Kassenärzten vergleichbar sind, oder als Prestige. Die damit verbundene individuelle und soziale Sicherheit ist durch nichts aufzuwiegen. Unter dieser Rücksicht sehe ich, in der Identifikation mit der Rolle eines sozialen Anpassungsmechanismus (Parin 1977, 82). Ich muß erkennen, daß der Preis, in diesem Fall für die Psychoanalyse, Erstarrung und Einschränkung ist, oder wie Ferenczi es ausdrückte, „ein partieller Tod“. Die „endgültige Endablagerung“ findet nicht im Lehrbuch der Psychiatrie statt, sondern im Regelwerk der Psychotherapierichtlinien, und das unter recht komfortablen Verhältnissen für Psychoanalytiker und Psychoanalytikerinnen.

Wir bedürfen der Abwehr- und Anpassungspotenzen des homo faber in uns dringend, ja sie stellen vielleicht unser größtes psychosoziales Kapital dar. Dies mag uns kränken, weil wir doch alle dem Ideal des freien Geistes und der freien Selbstbestimmung des Menschen zuneigen, und es mag uns mit „prometeischer Scham“ überziehen, weil wir einsehen müssen, daß wir ohne die polytrope Wirklichkeit des homo faber so nackt und hilflos dastünden, daß wir uns selbst verachten müßten. Es müßte uns aber nicht beunruhigen, solange das Werkzeug zwischen dem Menschen und seiner Umwelt mediiert und damit ein Stück seiner potentiellen Spielzeuglichkeit behält, solange es nicht zur Welt selbst wird; denn dann fänden wir uns in isolierter Bedeutungslosigkeit wieder. Es würde bedeuten, daß wir, mit Günther Anders, „nicht mehr sagen dürften, in unserer geschichtlichen

Situation gäbe es u. a. auch Technik, vielmehr sagen müssen: in dem ‚Technik‘ genannten Weltzustand spiele sich nun die Geschichte ab, bzw. die Technik ist nun zum Subjekt der Geschichte geworden, mit der wir nur noch ‚mitgeschichtlich‘ sind“ (Anders 1986, 9). „Der klassische homo faber hatte sich ja damit beschieden, Weltstücke zu verwenden, um seine eigene, von der Welt selbst nicht vorgesehene, Welt

herzustellen. Und darin seine Bestimmung und seine Freiheit gesehen. Was er dafür nicht benötigte, das ließ er intakt. Während der heutige Mensch in der Welt als ganzer eo ipso nur Material sieht; sich selbst lieber neue Bedürfnisse aufzwingt, als Seiendes intakt und unverwendet zu lassen; und die Welt als Ganzes verarbeiten, verwandeln, ‚fertigmachen‘ will“ (Anders 1986, 186).

Literatur

- Anders, Günther (1986): Die Antiquiertheit des Menschen (2 Bde.; orig. 1956/1980). München
- Cremerius, Johannes (1984): Vom Handwerk des Psychoanalytikers. Stuttgart-Bd.Cannstadt
- ders. (1990): Die hochfrequente Langzeitanalyse und die psychoanalytische Praxis. Utopie und Wirklichkeit. Frankfurt/M.
- DGPT (1988): Prognos-Studie der Deutschen Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT): Psychoanalytische Tätigkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Hamburg
- Ferenczi, Sandor (1964): Aphoristisches zum Thema Todsein – Weibsein. In: ders.: Bausteine zur Psychoanalyse (1938) Bd. 4. Bern, Stuttgart
- Freud, Sigmund: Die Zukunft einer Illusion. GW XIV
- ders.: Zur Ätiologie der Hysterie. GW I
- ders.: Über „wilde Psychoanalyse“. GW VIII
- ders.: Die Frage der Laienanalyse. GW XIV
- Leithäuser, Thomas & Schütt, Klaus (1991): Homo faber als Patient? In: Leithäuser, Th., Löchel, E., Schütt, K., Senghaas-Knobloch, E., Tietel, E., Volmerg, B.: Lust und Unbehagen an der Technik. Frankfurt/M.
- Montaigne, Michel (1580): Essays. Zürich 1991
- Parin, Paul (1978): Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopsychanalytische Studien. Frankfurt/M.
- Reich, Wilhelm (1934): Massenpsychologie des Faschismus. Kopenhagen
- Richter, Horst Eberhard (1976): Flüchten oder Standhalten. Reinbek
- Vogel, Stephan (1972): Komplementarität in der Biologie und ihr anthropologischer Hintergrund. Neue Anthropologie, Bd. 2. Stuttgart
- Wagner, F. (1972): Mensch und Umwelt – ein Kulturvergleich. In: Gadamer, Hans Georg & Vogler, Paul: Neue Anthropologie, Bd. 3. Stuttgart